

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 5

Artikel: Leben um Leben [Schluss folgt]
Autor: Hagenmacher, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdruck verboten.

Leben um Leben.

Erzählung von Otto Haggenmacher.

I.

„Der seltsame Herr ist wieder da,“ so hieß es durch das ganze Dorf B., das in einem schönen Gebirgstale liegt, ein nicht großes, sauberes Dorf mit stattlichen Häusern an der Hauptstraße. Der Kirchturm steht zwar ein klein wenig schief, aber der Sinn und die Gemütsart der Bewohner sind nicht schief, sondern gradaus, gradaus und offen, und das ist immer eine Hauptsache. „Er spricht wie früher oft wieder laut vor sich hin, wenn er einsame Wege geht und sich allein glaubt, grüßt alle Leute freundlich und ruft jeden Hund und jede Katze am Wege zu sich, um sie zu streicheln. Koffe und Kühle kraut er hinterm Ohr und führt sogar Zwiesprach mit den Hühnern, Gockeln und dummen Gänsen, falls nicht gerade sein Sohn bei ihm ist, den er heuer zum ersten Male mitbrachte.“

In der Tat, Herr Konrat war wieder zur Sommerfrische eingezogen, wie schon seit mehreren Jahren. Seinen Beruf kannten die Leute nicht; denn bei der Dorfpolizei meldete er sich jeweilen nur als „Privat“ an, und aus seinen Gesprächen am Wirtstisch oder mit seinen Wohnunggebern konnte man nur merken, daß er ein „Studierter“ war. Der Dorfpfarrer, der das ja am besten beurteilen konnte, bestätigte diese Meinung.

Und abermals in der Tat, Herr Konrat lebte wieder seinen alten Gewohnheiten, die manchen Leuten so seltsam vorkamen; es sind aber nicht die Schlechtesten, welche die eben gemeldeten Gewohnheiten haben. Laut vor sich hin zu denken, wo es keinen Menschen stört oder belästigt, ist keine Sünde, nicht einmal ein Fehler, auch wenn das Lautgedachte nicht allen gefällt. Im letzten Sommer wollte einmal ein Freund, der Konrat unerwartet in dem Bergtale aufgesucht hatte, in verzeihlicher Neugier ihn belauscht und folgendes von ihm gehört haben, als der Belauschte ohne Ahnung der Nähe seines Freundes auf einer Ruhebänk im Tannenwalde saß:

„Wer doch den vielen Tausenden, die alljährlich in der heißen Zeit in die Alpen flüchten, ins Herz sehen könnte! Nicht alle treibt nur die Wanderlust oder gar nur die Sucht, sich an berühmten, von Menschen wimmelnden Sommerfrischen und Kurorten zu vergnügen. Manche pilgern in die große Bergnatur, um dort vergessen zu können, vergessen all das

Leid, all den Kummer, alle die Sorgen, welche Menschen oder Schicksal in vollgerütteltem Maße ihnen bereiteten. Wie mancher Bergwanderer ist mir schon begegnet, aus dessen Auge jener trübe Glanz, jener stechende Blick leuchtete, wie ihn nur ein schmerzlich bewegtes Herz bewirkt, jener Blick, der unbewußt um Mitgefühl und freundliches Verständnis bittet. Mancher, der auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, rettet sich und die Trümmer seines Glückes hieher — gleich mir hieher in die große Natur. Sie soll ihm eine Trösterin sein. Denn sie ist ja schön, erhaben. Und nicht nur das, sie ist ja auch eine Dulderin. Oder nicht, wenn sie zahllose ihrer Geschöpfe den furchtbarsten Verwüstungen und Zerstörungen, der Verfolgung, der schnellen oder langsamen Vernichtung preisgegeben sieht? Menschen können aufschreien, um Hilfe rufen, ihrem Schmerz Worte leihen. Wer aber zählt die Millionen Wesen, die ihren Schmerz stumm ertragen müssen? Sie werden von Krankheiten, von Peinigern aller Art heimgesucht. Die Wettertanne seufzt unter der Gewalt des Sturmes; der niederstürzende Blik beraubt sie eines Theiles ihrer Nester; der nagende Wurm zerstört ihre Wurzel; der lastende Schnee knickt ihre Zweige, und so führt sie nur noch ein sieches Dasein. Selbst der starre Fels bebt unter den Donnerschlägen, und der Frost des Winters reißt ihm klaffende Wunden. Die Blume welkt unter dem sengenden Sonnenstrahl, oder der Fuß eines Tieres stampft sie nieder, oder eines Menschen Hand rauft sie unnütz ab, um sie alsbald wegzuworfen oder im dumpfen Gemache mit andern Gefährtinnen in einem elenden Wasserglase langsamen Todes sterben zu lassen und ihr dann auf eklem Rehrichthausen die letzte Ruhestätte zu geben. Genug! Leiden und Dulden muß auch die Natur. Ob sie darum auch den leidenden Menschen so an sich zieht, als ob sie seinen Schmerz verstehe? Natur, ich verstehe dich. Und du auch mich?"

Sicher ist, daß ihn der Freund damals in einem von deklamatorischen Geberden begleiteten lauten Selbstgespräche unterbrach mit dem Rufe: „Grübler, Phantast! Hab' ich dich endlich gefunden?“ Herr Konrat nahm ihm die störende Ueberraschung nicht übel. Er hatte schon lange jene Gelassenheit erworben, die sich, außer über das Gemeine und Schlechte, sonst nicht leicht über etwas erbozt. Er vermochte auch Menschen von ganz anderer Gemütsart, als die seine, wohl zu verstehen. Er freute sich des unerwarteten Besuches. Als ihn aber nach einem gemüthlich verlebten Abend der Freund einlud, ihn am folgenden Tage in dem weiter oben im Tale gelegenen Kurorte L. zu besuchen und dort mit ihm an der Tafel zu speisen, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Was? Kennst du mich nicht besser? In dieses Gewimmel von Stadtmenschen aus aller Herren Ländern soll ich mich stürzen, in diesen Katarakt von Vergnügungen,

in diese Bande von Salonbergfexen und Modenärinnen? Wozu habe ich mich denn aus dem Lärm, dem Gewimmel der Unnatur des Lebens in der Stadt hierhergeflüchtet? Weißt du, unser Deutschlehrer am Gymnasium hat uns mit allem Rechte immer wieder an Schillers Wort erinnert: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Und an einer Gasthostafel mit ein paar Hunderten essen! Dieses Höllkonzert von Messern, Gabeln, Tellern, Gläsern, von fremden Kellnern, ab- und zuströmenden Menschen anzuhören, hol' mich der Ruckuck, dazu reise ich nicht in die Alpen. Danke schön! Aber komm, es ist noch früh am Abend. Ich begleite dich halbwegs nach B. Am Wege steht ein gastliches Haus mit Garten. Und in dem Garten unter schattigen Baumkronen stehen Tische und Bänke, von denen aus man eine herrliche Aussicht hat in die Berge, und an denen man eine gute Einsicht bekommt in das freundliche Gemüt eines Wirtes, der noch einen unverfälschten Tropfen schenkt. Auf, mein Lieber!“

Der Freund gehorchte. Er hatte Konrat schon lange nicht mehr so munter gesehen. Beim Abschied drückten sie einander in jenem Garten noch herzlich die Hand — zum letzten Male. Der dritte Tag brachte die Kunde, der Freund sei in den Bergen abgestürzt.

Ja, der „seltsame“ Herr war wieder da. Die Dorfbewohner beurteilten ihn eben so, weil seine Eigentümlichkeiten ihnen auffielen und weil sie ihn sonst in keiner Weise kannten, aus guten Gründen; denn Konrat teilte der Welt, besonders aber Fremden, von seinem Leben und seinem Wesen nur gerade das mit, was zum Verkehr nötig war. Solche Leute gelten aber nur zu leicht für Sonderlinge. Und man kann doch nichts besseres tun, als sein Herz vor der Welt der Menschen zu wahren. Hätten die Bewohner von B. Konrat wirklich gekannt, sie hätten ihn nicht den „Seltsamen“, sondern einen Seltenen genannt, einen von denen, die nicht gerade haufenweise die Erde zieren, einen wahrhaft guten Menschen.

Nach einem tüchtigen Marsche mit seinem Sohne saß er heute an derselben Stelle, wo er vor einem Jahre zum letzten Male mit seinem Freunde in heiterem Gespräche sich ergangen hatte. Eugen, der Sohn, war noch im nahen Walde zurückgeblieben; er hatte dort Eichhörnchen gesehen und belauschte sie noch einige Zeit in ihrem munteren Treiben. Konrat schaute nach den Bergen aus. Sie waren von der letzten Sonnen- glut des Abends übergossen. Schon manchmal hatte ihn dies Schauspiel entzückt, das infolge der Lage des Tales von Norden nach Süden hier in besonders schöner Pracht sich entfaltet. Aus der nahen Wiese klang das Geläute einer großen Herde herüber, aus der Ferne dazwischen der leise herüberschwebende Ton einer Abendglocke. Die Wirtsleute waren

an den benachbarten Weidehängen mit Einsammeln des Heues beschäftigt. So saß er allein, ihm zu Füßen die prächtige Dogge des Hauses, die ihn heute bald wieder erkannt hatte. Tiere besitzen oft ein merkwürdiges Gedächtnis für Menschen, die sie reizten, aber auch für solche, die sie so freundlich behandelten, wie Konrat schon seit Jahren es mit dem Hunde getan. Hatte doch dieser einmal Konrats höchsten Dank sich erworben. Vor Jahren, als Konrat mit seiner Gattin hier weilte, warf sich die Dogge mit mächtigem Sprunge unter furchtbarem Gebell einem wütenden Stiere entgegen, der, von dem roten Sonnenschirm der Dame gereizt, mit vorgesenktem Kopfe auf sie losstürzte. Konrat kaufte das edle Tier; aber es konnte sich in der fernen Stadt nicht an eine neue Lebensweise gewöhnen und wäre am Heimweh zu Grund gegangen; so wurde es denn dem alten Besitzer wieder zugestellt, aber geschmückt mit dem schönen Halsband, das es jetzt trug und darauf zu lesen stand „Servator“ (Retter). Die Leute in der Umgegend lachten über diesen Namen; sie verstanden ihn eben nicht. Das Lachen war ja ganz verzeihlich. Aber töricht war's, daß sie auch über Konrat selbst wegen des Namens heimlich lachten und sagten: „Er ist eben der Seltsame!“

Leicht gingen Konrats Gedanken vom Retter auf die Gerettete über; aber sie konnten nur Erinnerungen sein an eine, die nicht mehr unter den Lebenden weilte. Wie war sie vor sechs Jahren noch so blühend an seiner Seite durch dieses herrliche Thal gewandert, wie hatte sie seinen feinen, beobachtenden Natursinn geteilt. Glückliche Tage, genossen frei von der Qual und dem Qualm der Stadt in der Freiheit der Berge mit einer solchen Herzensfreundin! Nicht Gattin? „Doch, doch, auch; aber das Köstlichste ist die Freundin. Wenn ich einmal meine Gattin nicht mehr so nennen könnte und wollte, dann weh' mir!“ pflegte Konrat zu sagen, wenn er von seiner Freundin sprach, wo andere von der Gattin oder Frau sprachen. „Ein seltsamer Kerl!“ hieß es dann auch in der Stadt, allwo eben auch gar so viele es nicht wußten, daß die Vollkommenheit der Ehe in der Freundschaft der Gatten bestehe und daß wiederum die Vollendung der Freundschaft nur in der Ehe blühe.

Nach der Rückkehr von jener Sommerfrische wurde Konrat von dem Nervenfieber ergriffen, das in der Stadt viele Opfer forderte. Es brachte Konrat dem Rande des Grabes nahe. Emilie pflegte ihn mit hingebender Geduld in seinem rasenden Fieberwahne. Nur auf ihre Stimme horchte er noch, wenn er in seiner Verwirrung stürmisch aufbrechen wollte. Da gab es für sie keinen Unterschied mehr von Tag und Nacht; selten gewährte sie sich eine Schlummerstunde. Als er zuletzt wie erstarrt, wie leblos dalag, von dem Arzte schon aufgegeben, da hüllte sie ihn mit über-

menschlischer Anstrengung in einsam finsterner Nacht noch einmal in feuchte Tücher ein: „Vielleicht hilft es doch noch!“ und nezte mit einem Löffel Schaumwein die verdächtig schäumenden Lippen des Kranken. Und nach einer Stunde ging ein leises Zittern durch seine Hände, der Puls regte sich leise, leise wieder; er war dem Leben erhalten. Sie feierte mit ihm und ihrem einzigen Kinde, dem Knaben Eugen, ein fröhliches Neujahr.

Und mitten im Winter, der reich an Schnee und wilden Stürmen war, blühten die lieblichsten Rösschen — auf den Wangen Emiliens. Der Arzt und Konrat erschrafen gewaltig darob; es waren die Anzeichen der türkischen Krankheit, der so viele in der Blüte des Lebens erliegen. Emiliens Augen glänzten wie bisher von beglückender und beglückter Liebe, aber so stechend, so stechend. Bald brach das Uebel heftig aus. Konrat brachte die Leidende nach Madeira; doch als der Mai herankam, stieg sie als eine Unheilbare in das Schiff, das sie nach der Heimat brachte; in dieser für ewig zu ruhen, war ihr letzter sehnlicher Wunsch. Konrat litt unsäglich. In seiner Pflege hatte sie ihre Gesundheit geopfert, um feinetwillen also mußte sie sterben. „Leben um Leben!“ sprach er oft vor sich hin.

Er beugte in solchem Leide wohl das Haupt, er weinte sogar; aber er verbarg die Tränen vor der Welt und ging aufrecht seinen Gang durchs Leben weiter als ein tapferer Mann. Ihm war, als sei hinter ihm ein Tor zugeschlagen worden, das einen schönen Frühlinggarten auf ewig für ihn verschloß. Ein neues Gebiet breitete sich vor ihm aus, ein weites Feld; aber der Himmel darüber blieb düster umwölkt; der Luft fehlte die Farbe, denn es fehlte am Sonnenglanz. Sein Leben war um den besten Gehalt gebracht, um die bewußte schönste Freundschaft.

Der Krieg mit Frankreich brach aus. In Feldlazaretten und Spitälern diente Konrat mit unermüdlichem Eifer, als gälte es, eine Dankeschuld an das Gedächtnis derjenigen abzutragen, die ihn einst so treu pflegte. Nach Beendigung des Krieges trat er in eine verantwortungsvolle und arbeitsreiche Amtsstelle ein, um sich zerstreuen und vergessen zu können. Doch alles das füllte die Lücke in seinem Leben nicht mehr aus. Liebevolle Erinnerung zauberte ihm täglich, stündlich eine verklärte Gestalt vor die geistigen Blicke. So lebte sie wieder um ihn und mit ihm und in ihm, eine Schöpfung seiner Liebe. Er genoß dabei eines schmerzlich süßen Glückes. Andere suchen solches Erinnerungsleben zu meiden; er pflegte es und darum waren ihm auch alle die Stätten so lieb, an denen er einst mit ihr verweilte, darum auch dieses Bergtal mit seiner schönen Natur. „Nicht ein einziges der Plätzchen blieb unbefucht, an denen sie oft miteinander ausgeruht und sich unter lebhaftem Austausch

der Empfindungen und Gedanken über Natur und Leben Stunden reinsten Genusses bereitet hatten, bald auf still verborgener Bank im Fichtenwalde, bald auf dem grünen Rasen unter einem einzelnen Baume an weithin-schauendem Wiefenhange, bald im Gebüfche beim rauschenden Wasserfalle, der wie ein wallender Schleier über die rötlich gefärbte Felswand nieder-schäumte.

Diefen Sommer gewährte übrigens die Begleitung feines Sohnes der Pflege feiner Erinnerungen einen eigenen Reiz. Er hütete Eugen wie feinen Augapfel. In den Gefichtszügen des Knaben, in den blonden Haaren, in den blauen Augen mit dem lebhaften Blicke, in der ganzen Haltung des Leibes, in der Art des Sprechens erkannte er die Gattin wieder; ganz besonders klang aus dem Ton feiner Stimme ein Echo der ihrigen nach. Geweckten Geiftes, fröhlichen Gemütes, voll Lernbegierde, war der Sohn auch ausgerüstet mit all den Reizen feines Alters, nämlich der Flegeljahre. Aber auch diefe Reize bereiteten Konrat eine gewisse Freude; denn der Flegel, urteilte er, verrate, wenn er nicht in böfsartige Roheit ausarte, nur eine natürliche und gefunde Entwicklung. Jene Knaben waren ihm immer verdächtig, die in diefem Alter auch gar fo lämmerhaft fromm und gefittet in allezeit fleckenlofen und unzerriffenen Kleidern mit tadellofen Artigkeiten und zierlichem Benehmen das Entzücken der Gouvernanten und Bedanten bilden. Er meinte, man müffe fpäter einmal vor diefen „Sänftlingen“ auf der Hut fein; fie wachfen zu „verdrückten Kerlen“ aus, zu glänzenden, aber giftigen Pilzen. Er forgte mit dem nöthigen Ernste dafür, daß Eugens Flegeltum nicht über die Schnur haute, fonft aber ließ er ihm wie jeder weife Vater und Erzieher feinen gefunden Verlauf. Der Sohn hing mit verehrender Liebe an ihm. Konrat mußte ihm oft von der Mutter erzählen. Einmal fchloß er feine Erzählung mit zitternder Stimme: „Die Besten, die Leben an Leben feßen, müffen fo oft frühe dahinschwinden, während fo manche Böfe, die anderen nur zum Leide wirken, lange, lange leben. Das ift die Ordnung Doch, Knabe, das verftehft du noch nicht. Werde wie deine Mutter, dann ift's gut.“

(Schluß folgt).

